



## **Wider die Selbstgewissheit: Raymond Geuss als anti-heroischer Philosoph im postmetaphysischen Zeitalter**

**Ein Essay von Erwin Ott**

### **Abstract**

Der vorliegende Essay portraitiert Raymond Geuss als Vertreter eines anti-heroischen, postmetaphysischen Philosophierens. Er zeichnet ein Bild eines Denkers, der konsequent auf das Pathos des „großen Entwurfs“ verzichtet und stattdessen Philosophie als historisch-politische Tätigkeit versteht, die ohne transzendente Sicherheiten auskommt. Im Zentrum steht Geuss' Misstrauen gegenüber intellektueller Selbstinszenierung und normativen Beruhigungen – ein Misstrauen, das sich aus seiner Rezeption der Skepsis, der essayistischen Tradition Montaignes und der negativen Dialektik Adornos speist. Der Text verfolgt Geuss' intellektuellen Weg zwischen Frankfurt und Cambridge, seine bewusste Distanz zu systembildenden Schulen und seine Haltung, politische Philosophie eher

diagnostisch als konstruktiv zu betreiben. Dabei wird auch sein Umgang mit der Philosophiegeschichte beleuchtet, der weniger auf Fortschrittsnarrative als auf einen kritischen Rückgriff im Lichte gegenwärtiger Problemlagen zielt. Abschließend plädiert der Essay für das Verständnis von Geuss' Werk als einer Form der Aufklärung, die die Würde des Fragens über jede definitive Antwort stellt.

---

## Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung: Denken in Zeiten der Ernüchterung
  - Warum Raymond Geuss?
  - Zum Profil eines unbequemen Zeitgenossen
  - Diagnostik als Haltung
2. Philosophie ohne transzendentes Versprechen
  - Geuss und die postmetaphysische Wende
  - Wahrheit, Kontext und die Grenzen des Rationalismus
  - Philosophie als historisch-politische Tätigkeit
3. Gegen das Bild des philosophischen Helden
  - Die Skepsis gegenüber intellektuellen Selbstinszenierungen
  - Kritik als Haltung, nicht als Position
  - Geuss' leiser Stil: Zwischen Ironie und Ernst
4. Zwischen Frankfurt und Cambridge: ein intellektuelles Leben
  - Annäherung an die Kritische Theorie
  - Warum Geuss kein Habermasianer wurde
  - Die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz von Theorie
5. Zurückhaltung und Urteilskraft: Geuss' politische Philosophie
  - Analyse statt Entwurf: eine bewusste Begrenzung

- Demokratie, Macht, Legitimität – ohne normative Beruhigung
- Die Gefahr moralischer Illusionen

#### 6. Der Philosoph als diagnostische Instanz

- Geuss' Misstrauen als erkenntnistheoretisches Instrument
- Ideologiekritik ohne Versprechen
- Denken als Öffnung, nicht als Abschluss

#### 7. Rezeption, Missverständnisse, Wirkung

- Die begrenzte Popularität eines unbequemen Denkers
- Zwischen akademischer Philosophie und öffentlichem Diskurs
- Gibt es eine „Schule“ Geuss?

#### 8. Schluss: Die Würde des Fragens

- Eine Form der Aufklärung ohne Fortschrittspathos
- Anti-Heroismus als philosophische Ethik
- Was von Geuss bleibt – und was nicht bleiben sollte

---

---

## 1. Einleitung: Denken in Zeiten der Ernüchterung

Ein Philosoph, der sich über Jahrzehnte hinweg dem öffentlichen Rampenlicht weitgehend entzieht, der keine Schule gegründet hat, keine einheitliche Theorie vorlegt, sich weder auf „große Fragen“ noch auf intellektuelle Eindeutigkeit verpflichtet sieht – das ist in einer Zeit, in der Philosophie zunehmend zur ideenpolitischen Ressource wird, beinahe eine Provokation. Und doch – oder gerade deshalb – ist es lohnend, sich Raymond Geuss zuzuwenden, einem der leise wirkenden, aber radikal anders denkenden Köpfe der politischen Philosophie unserer Zeit.

Geuss ist kein Philosoph des Systems. Er ist auch kein Moralphilosoph im klassischen Sinne, keiner, der normative Prinzipien formuliert oder Gerechtigkeitstheorien entwickelt. Und noch weniger ist er ein Philosoph des Fortschritts oder gar des Trostes. Was ihn

auszeichnet, ist vielmehr eine eigentümliche Haltung: ein Denken aus der Erfahrung der politischen Welt heraus, mit einer tief verankerten Skepsis gegenüber den beruhigenden Strukturen philosophischer Überlieferung. Seine intellektuelle Biographie verläuft quer zu den üblichen akademischen Linien, und sein Werk wirkt oft wie ein ruhiger, aber beharrlicher Einspruch gegen den philosophischen Ton der Zeit.

Der Ausdruck „postmetaphysisches Denken“ ist in den letzten Jahrzehnten zu einer Chiffre geworden – für den Versuch, Philosophie von ihren letzten Gründen zu befreien, ohne sie in Beliebigkeit aufzulösen. Bei Raymond Geuss aber bedeutet postmetaphysisches Denken mehr als die Abwesenheit transzendenter Letztbegründung. Es ist Ausdruck einer Haltung, die auf Distanz zur Selbstgewissheit geht, zur moralischen Hochsprache vieler politischen Theorien, und auch zur Selbststilisierung des Philosophen als „Held des Geistes“.

In Geuss' Schriften begegnet uns ein Denker, der den politischen Raum nicht als Ort idealer Prinzipien denkt, sondern als Feld konkreter Auseinandersetzung, historischer Verflechtung, institutioneller Ambivalenz. Seine Philosophie ist nicht systematisch, sondern essayistisch, nicht normativ, sondern diagnostisch. Sie ist oft mehr Frage als Antwort, mehr Infragestellung als Positionierung.

Was ihn dabei besonders macht, ist die Fähigkeit zur intellektuellen Zurückhaltung. Geuss beansprucht nicht, die Welt zu verbessern oder zu „retten“. Er will auch keine Theorie vorlegen, die „handlungsleitend“ oder „transformativ“ sein soll – eine Sprache, die ihm fremd ist. Vielmehr geht es ihm um einen anderen Modus des Philosophierens: um das genaue Hinsehen, das historische Erinnern, das systematische Misstrauen gegenüber bequemen Annahmen.

Man hat Geuss gelegentlich als „neuen Realisten“ bezeichnet, doch auch das greift zu kurz. Zwar weist sein Denken eine gewisse Nähe zur politischen Realität auf, aber nicht im Sinne pragmatischer Anpassung, sondern als Versuch, jene Konflikte, Machtverhältnisse und ideologischen Deutungen freizulegen, die unsere politischen Urteile strukturieren. Er selbst hat seine Herangehensweise einmal als „diagnostisch“ bezeichnet – ein Begriff, der an Nietzsche erinnert, aber auch an Adorno, an die große Linie kritischer Theorie, von der Geuss sich zwar nährt, aber zugleich deutlich absetzt.

Im Zentrum seines Denkens steht die Frage, wie Philosophie politisch sein kann, ohne normativ zu moralisieren. Diese Frage durchzieht seine Schriften von den frühen Studien über Ideologiekritik bis zu seinen späten Essays über Demokratie, Legitimität und die Grenzen liberaler Selbstgewissheit. Es ist eine Philosophie ohne letztes Fundament – aber auch ohne Beliebigkeit.

Raymond Geuss ist kein Intellektueller, der öffentlich auftritt, um Debatten anzuführen oder Schlagzeilen zu erzeugen. Er ist kein Medienphilosoph, kein Ratgeber des Zeitgeistes. Dennoch – oder gerade deshalb – lohnt es, ihn heute zu lesen: in einer Zeit, in der die politischen Gewissheiten brüchig geworden sind, die philosophischen Systeme ermüden, und die Rede von Wahrheit oft in Pose erstarrt.

Dieser Essay will keinen systematischen Überblick über das Werk von Raymond Geuss bieten – und schon gar keine Huldigung. Vielmehr versteht er sich als Versuch, eine intellektuelle Haltung sichtbar zu machen: das Denken in einer nachmetaphysischen,

politisch fragmentierten Gegenwart, das auf heroische Gesten verzichtet, um stattdessen die Würde der Ungewissheit, des Fragens, des genauen Sehens zu bewahren.

Geuss selbst würde vielleicht bezweifeln, ob ein solcher Essay überhaupt nötig sei. Vielleicht wäre ihm die Geste der „Würdigung“ schon zu viel. Doch gerade das macht ihn zu einer Stimme, die es zu hören lohnt – leise, unbequem, unzeitgemäß. Und damit, vielleicht, umso zeitgemäßer.

---

---

## **2. Philosophie ohne transzendentes Versprechen**

### **Geuss und die postmetaphysische Wende**

Raymond Geuss ist nicht der Urheber der sogenannten postmetaphysischen Wende in der Philosophie – er hat sie auch nie programmatisch vertreten. Und doch lässt sich kaum ein Werk nennen, das mit solcher Konsequenz und Beharrlichkeit auf eine Philosophie hinarbeitet, die ohne transzendentes Versprechen auskommt. Anders als Jürgen Habermas, der in der Formel von der „postmetaphysischen Vernunft“ noch ein Aufklärungsprojekt im Sinne rationaler Selbstverständigung retten will, interessiert Geuss nicht der normative Ertrag dieser Wende, sondern die Frage, was Philosophie überhaupt leisten kann, wenn sie sich nicht länger als Sprecherin einer höheren Wahrheit oder eines universellen Maßstabs begreift.

Der Bruch mit der Metaphysik – verstanden als die Suche nach letzten Gründen, wahren Wesenheiten oder normativen Fundamenten – ist bei Geuss weniger ein theoretischer Entschluss als eine Haltung. Er tritt in seinen Texten nicht als Verkünder eines neuen Paradigmas auf. Vielmehr zeigt sich seine Distanz zur metaphysischen Tradition in der Form seines Denkens: in einer Art philosophischer Zurückhaltung, in der Weigerung, große Versprechen zu geben, in der beharrlichen Betonung historischer und politischer Kontexte.

Diese Zurückhaltung ist nicht mit Unverbindlichkeit zu verwechseln. Sie ist Ausdruck einer tiefgreifenden Skepsis gegenüber jenen Formen des Philosophierens, die sich durch universelle Prinzipien immunisieren. Geuss argumentiert, dass Philosophie, die sich über ihre historische und politische Bedingtheit hinwegtäuscht, zwangsläufig in Ideologie umschlägt – und zwar gerade dann, wenn sie sich für besonders kritisch hält. Insofern ist seine „postmetaphysische“ Denkweise weniger eine Variante akademischer Philosophiegeschichte als ein methodischer Realismus: eine bewusste Orientierung am Konkreten, Historischen, Kontingenten.

### **Wahrheit, Kontext und die Grenzen des Rationalismus**

Ein zentrales Motiv in Geuss' Denken ist die Behauptung, dass Wahrheitsansprüche – gerade im Bereich des Politischen – niemals losgelöst vom Kontext verstanden werden können, in dem sie erhoben werden. Philosophie, die sich auf Begriffe wie „Gerechtigkeit“,

„Freiheit“ oder „Menschenrechte“ stützt, ohne zu fragen, wann, wo und warum solche Begriffe Bedeutung erlangt haben, macht sich blind für ihre eigene Vorstrukturierung.

Geuss' Kritik an einem rationalistischen Selbstverständnis der Philosophie zielt nicht darauf, Vernunft insgesamt zu delegitimieren. Er argumentiert nicht für ein irrationales Denken. Vielmehr geht es ihm um eine Verschiebung der Aufmerksamkeit: weg von abstrakten Begründungsfiguren hin zu den Bedingungen, unter denen bestimmte Rationalitätsansprüche überhaupt formuliert werden. Wer etwa von „Rechten“ spricht, so Geuss, operiert mit einem Begriff, der aus einer bestimmten politischen Tradition stammt – und diese Tradition ist nicht unschuldig.

Solche Einwände machen Geuss nicht zu einem Relativisten. Er nimmt nicht an, dass alle Überzeugungen gleichwertig seien oder dass Beurteilungen prinzipiell unmöglich wären. Aber er bezweifelt, dass sich diese Beurteilungen auf ein universelles Rationalitätsmodell stützen lassen. Sein Denken ist, im besten Sinn, historisch: Es fragt, wie wir zu bestimmten Begriffen gekommen sind, was sie leisten – und wem sie nützen.

Daraus ergibt sich ein produktiver, aber auch unbequemer Perspektivwechsel: Anstatt über ideale politische Ordnungen zu spekulieren, fragt Geuss, welche Interessen sich in bestimmten politischen Diskursen niederschlagen. Statt zu untersuchen, ob eine Handlung gerecht ist, fragt er, wer über sie urteilt, in welchem Rahmen und mit welchen Voraussetzungen. Auf diese Weise wird Philosophie selbst zum Gegenstand kritischer Betrachtung – nicht als neutrale Instanz, sondern als Praxis mit sozialer Reichweite und politischer Wirkung.

Diese Form der Kritik berührt einen wunden Punkt vieler gegenwärtiger Philosophien: den Anspruch auf moralische Autorität. Wer sich auf universelle Werte beruft, läuft Gefahr, die historischen Kämpfe, in denen solche Werte erst Bedeutung gewonnen haben, zu verschweigen. Geuss insistiert darauf, dass man Begriffe wie „Gerechtigkeit“ oder „Freiheit“ nicht als ahistorische Größen behandeln kann, ohne sie zu mystifizieren. Sein Denken lebt von der These, dass Philosophie politisch wird, sobald sie so tut, als sei sie es nicht.

## **Philosophie als historisch-politische Tätigkeit**

Geuss' Philosophie verweigert sich nicht nur transzendentalen Geltungsansprüchen – sie verweigert sich ebenso der Vorstellung, Philosophie sei in erster Linie eine theoretische Disziplin, die sich über der Wirklichkeit entfaltet. Für Geuss ist Philosophie eine Tätigkeit, kein System. Sie hat keine festgelegte Methode, kein einheitliches Ziel, keinen universellen Maßstab. Ihr Ort ist nicht der „Blick von nirgendwo“, sondern die konkrete Auseinandersetzung mit den historischen Formen politischer Selbstbeschreibung.

Darin unterscheidet er sich nicht nur von systemphilosophischen Entwürfen, sondern auch von vielen Varianten liberaler Theorie, die Politik in erster Linie als Anwendung moralischer Prinzipien verstehen. Gegen dieses Ideal des Moralphilosophen als politischem Ingenieur setzt Geuss das Bild eines Philosophen, der sich nicht von außen, sondern von innen mit der politischen Welt auseinandersetzt – in vollem Bewusstsein ihrer Widersprüche und ihres historischen Gewordenseins.

Was daraus folgt, ist keine Politikberatung, kein normativer Entwurf, keine utopische Skizze. Es folgt eine Form intellektueller Arbeit, die analytisch bleibt, aber nicht technokratisch; historisch informiert, aber nicht antiquarisch; kritisch, aber nicht missionarisch. Geuss tritt nicht als „öffentlicher Intellektueller“ auf – und vermutlich liegt darin eine bewusste Entscheidung. Philosophie, so scheint es bei ihm, wird dort politisch wirksam, wo sie sich nicht vorschnell in den Dienst der Gegenwart stellt, sondern deren Selbstverständlichkeiten infrage stellt.

In diesem Sinne begreift Geuss Philosophie als Form der Kritik – nicht als moralisches Urteil, sondern als Unterbrechung. Als Nachdenken über die Begriffe, mit denen wir die Welt beschreiben. Als skeptische Bewegung, die weniger durch Antworten als durch präzise gestellte Fragen wirksam wird.

Dass sich darin weder ein klares Programm noch eine eindeutige Position abzeichnet, ist kein Mangel, sondern eine Grundhaltung. Geuss arbeitet gegen die Erwartung, Philosophie müsse Lösungen liefern. Seine Texte erinnern daran, dass auch das Fragen – das ernsthafte, unabschließbare, manchmal umständliche Fragen – eine politische Bedeutung hat.

Und vielleicht ist das heute die dringlichste Form von Philosophie: eine, die sich weder im Technischen verliert noch im Moralischen beruhigt. Eine, die den Ernst der politischen Welt anerkennt, ohne ihn durch Ideale zu entlasten. Und eine, die sich nicht dadurch rechtfertigt, dass sie nützt – sondern dadurch, dass sie stört.

---

---

### **3. Gegen das Bild des philosophischen Helden**

#### **Die Skepsis gegenüber intellektuellen Selbstinszenierungen**

In der Philosophiegeschichte begegnet der Denker häufig in der Gestalt des Helden: als einsamer Wahrheitsfinder, als unbeugsamer Verteidiger der Vernunft, als geistige Leitfigur in Zeiten der Orientierungslosigkeit. Dieses Bild lebt von der Vorstellung, der Philosoph könne – oder müsse – über den Dingen stehen, um der Welt von einer überlegenen Warte aus Maßstäbe zu geben. Raymond Geuss steht dieser Vorstellung grundsätzlich ablehnend gegenüber.

Sein Misstrauen gegenüber intellektuellen Selbstinszenierungen ist nicht bloß Ausdruck persönlicher Bescheidenheit. Es folgt einer theoretischen Überzeugung: Wer sich selbst als moralische Instanz präsentiert, verschleiert leicht, dass auch er in jene Machtverhältnisse und historischen Konstellationen eingebunden ist, die er kritisiert. Für Geuss ist philosophische Autorität keine Frage des Status oder der Pose, sondern – wenn überhaupt – das Ergebnis präziser, historisch aufgeklärter Analyse.

Aus dieser Perspektive ist die Figur des „Philosophen als Held“ nicht nur irreführend, sondern gefährlich. Sie fördert einen Habitus, der Kritik immunisiert und die eigene Position

stillschweigend zur Norm erklärt. Geuss hingegen will Philosophie nicht über, sondern inmitten der Welt verorten – ohne Anspruch auf letzte Wahrheit und ohne den Gestus des Retters.

---

## **Kritik als Haltung, nicht als Position**

Kritik ist für Geuss kein einmaliges Urteil, sondern eine dauerhafte Haltung. Er tritt nicht mit einem festen Set an Prinzipien auf, von dem aus er alle politischen und moralischen Fragen bewertet. Stattdessen begreift er Philosophie als eine Bewegung zwischen verschiedenen Perspektiven, als ein ständiges Prüfen der eigenen Annahmen ebenso wie der anderer.

Diese Haltung macht seine Kritik flexibel – nicht im Sinn opportunistischer Anpassung, sondern als bewusste Weigerung, sich in einer geschlossenen Weltanschauung einzurichten. Sie erlaubt ihm, unterschiedliche philosophische Traditionen als Werkzeuge zu behandeln: analytische Schärfe dort, wo es um argumentative Präzision geht; ideengeschichtliche Weite dort, wo historische Tiefenschärfe notwendig ist; kritische Theorie, wo Macht- und Ideologiefragen ins Spiel kommen.

Weil seine Kritik nicht an ein eigenes normatives System gebunden ist, ist sie schwer einzuordnen: weder orthodox marxistisch noch liberal, weder rein moralphilosophisch noch ausschließlich historistisch. Das kann für Leserinnen und Leser irritierend sein, gerade in einer akademischen Landschaft, die klare Lagerbildung schätzt. Doch Geuss betrachtet diese Offenheit als Bedingung intellektueller Redlichkeit.

---

## **Geuss' leiser Stil: Zwischen Ironie und Ernst**

Wer Geuss liest, bemerkt schnell, dass sein Stil weder die hermetische Dichte mancher Kritischer Theoretiker noch den apodiktischen Tonfall analytischer Moraltheorie übernimmt. Er bevorzugt eine klare, zugängliche Sprache, die ohne unnötigen Jargon auskommt. Diese Nüchternheit ist nicht Ausdruck von Einfachheit, sondern Ergebnis bewusster stilistischer Disziplin.

Ironie spielt dabei eine zentrale Rolle. Geuss setzt sie sparsam, aber gezielt ein – als Instrument, um ideologische Selbstgewissheiten zu entlarven. Sie schafft eine Distanz zu den eigenen Argumenten, die davor schützt, dass sie in moralischer Selbstzufriedenheit erstarren. Seine Ironie ist nie zynisch; sie unterstreicht vielmehr den Ernst seiner Analyse, indem sie jede Versuchung zur Pose unterläuft.

Geuss' Zurückhaltung ist nicht bloß Temperamentssache, sondern philosophisch verankert. Von den antiken Skeptikern übernimmt er die Einsicht, dass Urteile stets unter Bedingungen gefällt werden, die man nicht vollständig überschauen kann. Daraus folgt eine methodische Vorsicht: kein Anspruch, aus einem überzeitlichen Standpunkt zu sprechen, sondern ein bewusst historisch situierter Zugriff auf Probleme.



Von Montaigne und der essayistischen Tradition hat Geuss die Form des tastenden, fragmentarischen Denkens übernommen. Der Essay bietet ihm die Möglichkeit, Perspektiven zu wechseln, historische Beispiele einzubeziehen und theoretische Linien zu verfolgen, ohne sie unter ein einziges Prinzip zu zwingen.

Mit Adorno teilt er die Überzeugung, dass Philosophie ihre eigene Sprache kritisch reflektieren muss. Doch anders als Adorno verzichtet Geuss auf stilistische Hermetik; seine Klarheit ist programmatisch, weil sie die Öffentlichkeit des Arguments betont. Wo Adorno Negativität durch sprachliche Dichte erzeugt, erreicht Geuss sie durch argumentative Offenheit und die Bereitschaft, sich in verständlicher Form angreifbar zu machen.

So wird sein Stil selbst zu einem philosophischen Statement: Er vermeidet die große Geste, weil er in ihr bereits die Gefahr einer ideologischen Verhärtung erkennt. Stattdessen hält er den Diskurs offen – für Korrekturen, für Widerspruch, für das Eingeständnis eigener Begrenztheit.

In der Ablehnung des philosophischen Heldenbildes verbindet Geuss Form und Inhalt. Die Bescheidenheit seiner Selbstdarstellung ist nicht dekorativ, sondern methodisch motiviert. Sie entspricht einer Philosophie, die auf Autorität durch begriffliche Präzision setzt, nicht auf moralischen Gestus; auf Beweglichkeit im Denken, nicht auf ideologische Geschlossenheit. Damit bricht er nicht nur mit einem tradierten Selbstbild des Philosophen, sondern auch mit einer Erwartungshaltung, die Philosophie vor allem als Lieferantin von Gewissheiten versteht.

---

---

## **4. Zwischen Frankfurt und Cambridge: ein intellektuelles Leben**

### **Annäherung an die Kritische Theorie**

Die Begegnung mit der Kritischen Theorie gehört zu den prägenden Momenten in Raymond Geuss' intellektueller Entwicklung – auch wenn sie, rückblickend, eher den Charakter einer vorsichtigen Annäherung hatte als den einer vorbehaltlosen Aufnahme in eine Schule. In den Schriften Adornos, Horkheimers und Marcuses fand Geuss eine philosophische Sensibilität, die ihn unmittelbar anzog: die Überzeugung, dass Denken nicht im luftleeren Raum stattfindet, sondern in gesellschaftliche Strukturen, historische Erfahrungen und Machtverhältnisse eingebettet ist.

Vor allem Adornos *Minima Moralia* beeindruckten ihn – nicht nur durch die analytische Schärfe, sondern durch die Weigerung, das Denken von den politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts zu entkoppeln. Hier schien Philosophie noch eine existenzielle Angelegenheit zu sein, kein akademisches Spezialfach.

Gleichzeitig registrierte Geuss schon früh die Spannungen, die im Erbe der Kritischen Theorie lagen. Ihre Sprache – oft bewusst hermetisch, manchmal in einer intellektuellen

Abschottung verharrend – konnte, so sein Eindruck, ebenso ausgrenzen wie erhellen. Ihre politische Radikalität ging nicht selten mit einer Skepsis gegenüber handlungspraktischen Konsequenzen einher. Für einen Denker, der Philosophie als historisch-politische Tätigkeit verstand, war das ein Problem: Kritik durfte sich nicht im Abseits einrichten.

Diese doppelte Haltung – Aneignung und kritische Distanz – sollte für Geuss' Umgang mit allen philosophischen Strömungen charakteristisch werden. Er übernahm von der Frankfurter Schule das Misstrauen gegenüber versöhnenden Geschichtserzählungen und den Anspruch, Theorie müsse gesellschaftlich relevant bleiben. Er übernahm nicht deren sprachliche Dichte und die gelegentliche Neigung, aus der begründeten Skepsis eine fast metaphysische Verneinung zu machen.

---

## **Warum Geuss kein Habermasianer wurde**

Wer im intellektuellen Umfeld der 1970er und 1980er Jahre in Deutschland mit Kritischer Theorie arbeitete, kam an Jürgen Habermas kaum vorbei. Für viele galt er als derjenige, der die Frankfurter Schule aus ihrem selbstgewählten Elfenbeinturm in den offenen Diskursraum einer demokratischen Öffentlichkeit führte. Mit der Theorie des kommunikativen Handelns und der Idee einer „postmetaphysischen Vernunft“ setzte Habermas auf Verständigung als regulatives Ideal und auf universalisierbare Geltungsansprüche als Fundament politischer Legitimation.

Für Geuss war dieser Ansatz jedoch zu optimistisch, zu sehr auf einen rationalen Konsens hin entworfen. Die Annahme, dass politische Konflikte im Prinzip durch Argumente und gegenseitige Verständigung behebbar seien, blendete für ihn die strukturelle Persistenz von Macht, Ungleichheit und ideologischer Selbsttäuschung aus. Eine Theorie, die diese Faktoren nur als Störungen eines im Grunde harmonischen Diskurses betrachtete, erschien ihm politisch unzureichend.

Es gab auch eine methodische Differenz: Habermas' normative Architektur beruht auf der Suche nach universellen Prinzipien, die in jeder rationalen Diskussion gelten könnten. Geuss hingegen misstraut der Idee, dass es überhaupt Prinzipien gibt, die außerhalb historischer Kontexte Geltung beanspruchen können. Für ihn ist jede Norm, jede Rechtfertigung, jedes moralische Argument Teil einer bestimmten historischen Lage – und damit ebenso veränderlich wie umstritten.

So kam es, dass Geuss, obwohl er die Bedeutung von Habermas' Werk für den öffentlichen Diskurs anerkannte, dessen theoretischen Grundannahmen nicht folgte. Er wählte einen anderen Weg: weniger systematisch, weniger normativ abgesichert – dafür näher an der politischen Wirklichkeit, wie sie sich ihm in all ihrer Widersprüchlichkeit zeigte.

---

## **Die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz von Theorie**

Frankfurt und Cambridge markieren die beiden geographischen und intellektuellen Pole von Geuss' akademischer Laufbahn. Aus Frankfurt brachte er das Bewusstsein für die

gesellschaftliche Einbettung allen Denkens mit, aus Cambridge den historisch-kontextuellen Blick der dortigen politischen Theorie.

In Cambridge, wo er unter anderem von Quentin Skinner und der sogenannten „Cambridge School“ beeinflusst wurde, lernte Geuss, politische Begriffe nicht als zeitlose Ideen, sondern als Produkte spezifischer Konflikte und Auseinandersetzungen zu lesen. Freiheit, Gerechtigkeit, Demokratie – all diese Begriffe sind für ihn keine fixen Wahrheiten, sondern Ergebnisse historischer Kämpfe, deren Bedeutung sich im Lauf der Zeit verändert.

Diese doppelte Prägung – Kritische Theorie einerseits, ideengeschichtliche Kontextualisierung andererseits – führt zu einer eigenwilligen, aber konsequenten Position: Philosophie ist für Geuss keine normgebende Instanz, sondern ein Instrument, um die sprachlichen und begrifflichen Strukturen der Gegenwart freizulegen. Ihre gesellschaftliche Relevanz liegt nicht darin, fertige Lösungen zu liefern oder ideale Entwürfe zu entwerfen. Sie liegt in der Fähigkeit, das Selbstverständliche infrage zu stellen, Begriffe zu entmythologisieren und die blinden Flecken politischer Rhetorik sichtbar zu machen.

Das ist ein bescheidenerer Anspruch, als viele Theoretiker formulieren – aber gerade darin liegt für Geuss eine gewisse intellektuelle Redlichkeit. Er verzichtet bewusst auf die große Versöhnungsgeste, weil er nicht glaubt, dass Philosophie diese leisten kann. Stattdessen setzt er auf eine Form von Klarheit, die weniger beruhigt als beunruhigt. Für ihn ist dies der eigentliche politische Beitrag des Denkens: nicht Konsens stiften, sondern Einsicht provozieren.

---

## **5. Zurückhaltung und Urteilskraft: Geuss' politische Philosophie**

### **Analyse statt Entwurf: eine bewusste Begrenzung**

Es gehört zu den auffälligsten Eigenheiten von Raymond Geuss, dass er in einer Disziplin, die oft von groß angelegten normativen Theorien dominiert wird, den Rückzug ins Analytische nicht als Defizit, sondern als Stärke versteht. Er entwirft keine „Stadt auf dem Hügel“, kein Modell der perfekten Gesellschaft, keine Moraltheorie, die den Anspruch erhebt, für alle Zeiten gültig zu sein. Stattdessen betreibt er eine Art politischer Archäologie: Er legt frei, wie Begriffe entstanden sind, welche Interessen sie transportieren, welche Machtstrukturen sie stabilisieren – und welche Möglichkeiten sie blockieren.

Diese Haltung ist das Ergebnis einer doppelten Skepsis. Zum einen misstraut Geuss der Vorstellung, man könne Politik aus einer von den Zeitumständen unabhängigen Perspektive betrachten. Zum anderen hält er die meisten normativen Entwürfe für realitätsfern, weil sie die Bedingungen politischer Praxis verkennen: ungleiche Macht, widerstreitende Interessen, die Rolle von Gewalt und Zwang, die Unberechenbarkeit historischer Prozesse.

Damit knüpft er an eine Tradition an, die von Machiavelli über Marx bis zu Max Weber reicht – eine Tradition, die politische Theorie als diagnostische Wissenschaft begreift, nicht als

Bauplan. Der Philosoph soll hier nicht der Gesetzgeber der Vernunft sein, sondern derjenige, der die Fassaden der Legitimation durchleuchtet. Geuss' Zurückhaltung ist also nicht Ausdruck intellektueller Vorsicht allein, sondern eine methodische Entscheidung: Er will keine Prinzipien verkünden, sondern den Blick schärfen für die Widersprüche, die jede Gesellschaft strukturieren.

---

## **Demokratie, Macht, Legitimität – ohne normative Beruhigung**

Von dieser Haltung aus betrachtet Geuss auch die großen Schlagworte der politischen Moderne. Demokratie ist für ihn nicht primär ein Ideal, sondern ein historisch gewachsenes Ensemble von Verfahren und Praktiken, dessen Bedeutung je nach Kontext radikal unterschiedlich ausfallen kann. Er fragt daher nicht: Welche Demokratie ist die beste? – sondern: Was meinen wir, wenn wir „Demokratie“ sagen? und: Welche Interessen werden durch die Verwendung dieses Begriffs gestützt?

Das Gleiche gilt für „Macht“ und „Legitimität“. Für Geuss ist Macht nicht das schmutzige Nebenprodukt politischer Prozesse, sondern ihr konstitutives Element. Jede politische Ordnung ist auch eine Ordnung der Macht – und genau deshalb sollte politische Theorie nicht so tun, als könne sie Macht neutralisieren. Legitimität wiederum ist für ihn nicht einfach ein moralischer Stempel, den man einer Herrschaft aufdrückt, sondern das Resultat von Anerkennung in konkreten sozialen Verhältnissen. Diese Anerkennung kann fragil sein, sich ändern oder entzogen werden – und ist immer auch von Zwang und Interessen geprägt.

Geuss lehnt es ab, diese Begriffe mit beruhigenden moralischen Gewissheiten zu ummanteln. Eine Theorie, die politische Realität ernst nimmt, muss aushalten, dass Demokratie auch Herrschaftsmechanismen enthalten kann, dass Macht unvermeidlich ist und dass Legitimität nicht immer moralisch „rein“ ist. In diesem Sinne ist Geuss ein Theoretiker ohne Trostformeln.

---

## **Die Gefahr moralischer Illusionen**

Ein zentrales Motiv in Geuss' Denken ist die Warnung vor dem, was er „moralische Illusionen“ nennt. Damit meint er die Neigung, moralische Begriffe so zu behandeln, als wären sie zeitlos und kulturunabhängig, als entstammten sie einer reinen Vernunft jenseits historischer Kämpfe. Solche Illusionen wirken besonders verführerisch, weil sie eine scheinbar feste Grundlage für politisches Handeln bieten.

Geuss' Kritik richtet sich hier nicht gegen Moral als solche, sondern gegen die Blindheit gegenüber ihrer historischen Bedingtheit. Wer etwa „Gerechtigkeit“ als universales Prinzip verkündet, ohne zu sehen, dass dieses Prinzip in verschiedenen Epochen und Kulturen sehr Unterschiedliches bedeutet hat, riskiert, die eigenen Vorstellungen als Naturtatsachen auszugeben.

Für die politische Praxis ist dies nicht harmlos. Moralische Illusionen können Konflikte unsichtbar machen, weil sie suggerieren, es gäbe bereits eine allgemein geteilte Basis, auf

der nur noch „vernünftig“ verhandelt werden müsse. Geuss insistiert darauf, dass diese Basis selbst umkämpft ist – und dass gerade hier die philosophische Arbeit beginnt: Begriffe zu entzaubern, statt sie zu sakralisieren.

---

## **Zurückhaltung als politische Ethik**

Aus all dem ergibt sich eine Ethik des Philosophierens, die man als „zurückhaltend radikal“ bezeichnen könnte. Zurückhaltend, weil Geuss auf den großen Systementwurf verzichtet und den normativen Anspruch bewusst niedrig hält; radikal, weil er Begriffe und Selbstverständlichkeiten an ihren Wurzeln angreift.

Diese Ethik widerspricht dem gängigen Bild des Philosophen als moralischer Wegweiser. Geuss versteht sich nicht als Prediger von Prinzipien, sondern als jemand, der die Brüche und Ambivalenzen sichtbar macht, mit denen jede Gesellschaft leben muss. Seine Urteilskraft besteht gerade darin, nicht vorschnell zu urteilen – und doch präzise zu benennen, wo Macht sich als Vernunft tarnt oder wo moralische Rede politische Herrschaft absichert.

---

---

## **6. Der Philosoph als diagnostische Instanz**

### **Geuss' Misstrauen als erkenntnistheoretisches Instrument**

Wer Geuss' Werk liest, merkt schnell: Misstrauen ist bei ihm keine bloße Charaktereigenschaft, sondern eine methodische Haltung. Dieses Misstrauen richtet sich nicht nur gegen politische Rhetorik, sondern ebenso gegen die eigenen disziplinären Werkzeuge. Er nimmt weder an, dass philosophische Begriffe eine feste Essenz besitzen, noch dass sich aus ihnen unmittelbar normative Schlüsse ziehen lassen.

In diesem Sinn ist seine Philosophie diagnostisch: Sie untersucht Begriffe, Theorien und Argumente wie ein Arzt Symptome – nicht, um sie in ein vorgefertigtes Schema zu pressen, sondern um ihre Genese und Funktion zu verstehen. Das Ziel ist nicht Heilung im normativen Sinn, sondern Aufklärung über die inneren Mechanismen des Denkens, die sonst unsichtbar bleiben.

Dieses Vorgehen erfordert eine Art methodische Distanz: Geuss betritt den philosophischen Diskurs nie als Bekenntnisträger, sondern als fragender Beobachter, der inmitten der Argumente nach den blinden Flecken sucht.

---

### **Ideologiekritik ohne Versprechen**

Geuss steht damit in der Tradition der Ideologiekritik, wie sie in der Kritischen Theorie angelegt ist, aber er vermeidet deren oft impliziten moralischen Endpunkt. Für ihn ist Kritik nicht der erste Schritt zu einer neuen, besseren Ordnung, sondern eine eigenständige Aufgabe: die Sichtbarmachung der Bedingungen, unter denen Ideen entstehen, und der Funktionen, die sie in der Praxis erfüllen.

Daraus folgt, dass Kritik für ihn nicht notwendigerweise zu einem positiven Programm führen muss. Wo Habermas auf „herrschaftsfreie Kommunikation“ als Ziel zielt, würde Geuss eher fragen, in welchen sozialen und historischen Kontexten diese Formel selbst eine ideologische Funktion erfüllt. Sein Misstrauen schließt also auch das Vokabular der kritischen Tradition ein, zu der er in mancher Hinsicht gehört.

---

## **Denken als Öffnung, nicht als Abschluss**

Für Geuss ist Philosophie keine Maschine zur Herstellung von Endgültigkeit. Jeder Versuch, eine „letzte Wahrheit“ zu fixieren, ist für ihn verdächtig – nicht, weil er relativistisch wäre, sondern weil er weiß, dass Wahrheitsansprüche immer in spezifischen sozialen Situationen entstehen.

Daraus ergibt sich eine Denkweise, die auf Offenhalten setzt: Begriffe werden nicht definiert, um für alle Zeit zu gelten, sondern um ihre Wandlungen, ihre Brüche, ihre politischen Effekte sichtbar zu machen. Der philosophische Text ist für ihn nicht ein Monument, sondern ein Zwischenbericht.

---

## **Philosophiegeschichte als Ressource, nicht als Kanon**

Geuss' Umgang mit der Philosophiegeschichte ist von dieser diagnostischen Haltung geprägt. Er liest historische Texte nicht in der Erwartung, darin zeitlose Wahrheiten zu finden, sondern um die Denkformen vergangener Epochen zu verstehen – und um ihre impliziten Voraussetzungen von den eigenen zu unterscheiden.

So kann er Machiavelli als scharfen Analytiker politischer Macht würdigen, ohne seine Vorschläge für die Gegenwart zu übernehmen. Er kann Marx' Gesellschaftsanalyse ernst nehmen, ohne dessen Geschichtsphilosophie zu teilen. Und er kann antike Skeptiker zitieren, nicht um deren Weltbild zu restaurieren, sondern um die Möglichkeit einer Haltung zu betonen, die sich dem Dogma verweigert.

Dabei behandelt Geuss Philosophiegeschichte nicht als Pflichtlektüre eines Kanons, sondern als Werkzeugkasten. Aus ihr entnimmt er Begriffe, Fragestellungen, Argumentationsfiguren – und prüft sie auf ihre Brauchbarkeit im gegenwärtigen Kontext. Das ist ein zutiefst pragmatischer Zugriff, der bewusst darauf verzichtet, die Vergangenheit als autoritativen Maßstab zu behandeln.

Gerade dadurch unterscheidet er sich von jenen Philosoph\*innen, die ihre eigenen Positionen durch eine direkte Linie zu Platon oder Kant zu legitimieren versuchen. Für

Geuss gibt es keine „große Kette“ philosophischer Wahrheit, sondern nur ein Netz von Stimmen, das man befragen, konfrontieren, neu sortieren kann.

---

## **Das Bild des diagnostischen Philosophen**

So entsteht das Bild eines Philosophen, der sich selbst nicht als Architekt der Vernunft, sondern als Diagnostiker versteht: jemand, der politische und theoretische Begriffe auf ihre unsichtbaren Voraussetzungen hin befragt, ihre historischen Schichtungen offenlegt und ihre ideologischen Effekte sichtbar macht.

Diese Haltung macht ihn nicht nur zu einem unbequemen Gesprächspartner, sondern auch zu einem seltenen Fall in der zeitgenössischen Philosophie: Er schreibt nicht, um einen Kreis zu schließen, sondern um Türen zu öffnen – wohl wissend, dass hinter diesen Türen neue Probleme warten.

---

## **7. Rezeption, Missverständnisse, Wirkung**

### **Die begrenzte Popularität eines unbequemen Denkers**

Raymond Geuss gehört zu jenen Intellektuellen, deren Name in akademischen Zirkeln Gewicht hat, ohne jemals die Schwelle zu einer breiten öffentlichen Bekanntheit überschritten zu haben. Das hat weniger mit fehlender Relevanz zu tun als mit einer bewusst gewählten Form der Präsenz: Er sucht nicht die mediale Bühne, meidet große Podiumsspektakel und gibt selten Interviews, in denen er seine Thesen in eingängige Schlagzeilen übersetzt.

Zudem widerspricht sein methodischer Minimalismus – keine fertigen Entwürfe, keine tröstenden Prinzipien – den Erwartungen vieler Leserinnen und Leser, die in politischer Philosophie Orientierung suchen. Wer Geuss liest, findet keine Gebrauchsanweisung für die gerechte Gesellschaft, sondern eine Infragestellung der Frage, ob es eine solche überhaupt geben könne. Diese Haltung verschafft ihm Respekt bei denen, die intellektuelle Ehrlichkeit schätzen, aber sie macht ihn auch zu einem schwierigen Autor für jene, die aus Philosophie klare Handlungsanweisungen erwarten.

---

### **Zwischen akademischer Philosophie und öffentlichem Diskurs**

Geuss' Position im intellektuellen Feld ist doppelt marginal: Er passt weder in die rein analytische Tradition anglo-amerikanischer Philosophie, die auf argumentative Stringenz und modellhafte Theoriebildung setzt, noch in das stärker kontinentaleuropäische Feld, das oft von systematischen Großentwürfen oder normativen Projekten geprägt ist.

In der akademischen Philosophie wird er vor allem als kritischer Gegenpol zu Habermas und Rawls gelesen – weniger als eigenständige Schule, mehr als individueller Stachel im Fleisch eines etablierten Diskurses. Seine Betonung historischer und politischer Kontexte, sein Misstrauen gegenüber ahistorischen Idealen, sein Rekurs auf Machiavelli oder Weber lassen ihn an den Rändern mehrerer Traditionen zugleich agieren.

Im öffentlichen Diskurs wiederum taucht er kaum auf. Anders als manche seiner Zeitgenossen sucht er nicht die Rolle des „öffentlichen Intellektuellen“, der aktuelle politische Fragen in den Medien kommentiert. Das ist keine Geringschätzung der Öffentlichkeit, sondern eine bewusste Entscheidung: Geuss' Texte sind für ein Publikum geschrieben, das bereit ist, sich auf die Geduld der Argumentation und die Zumutungen der Skepsis einzulassen – keine Massenware für schnelle Meinungsbildung.

---

## **Gibt es eine „Schule Geuss“?**

Streng genommen: nein. Es gibt keine Kohorte von Philosoph\*innen, die sich programmatisch auf Geuss berufen, und keine institutionelle „Schule“, die seine Methode in Lehrbüchern oder Einführungen kanonisiert hätte.

Und doch gibt es eine lose Gemeinschaft von Denker\*innen – in politischer Theorie, Ideengeschichte, Philosophiegeschichte –, die sich von seiner diagnostischen Haltung inspirieren lassen. Gemeinsam ist ihnen ein methodischer Skeptizismus, ein historisch-politischer Zugriff auf Begriffe und ein Misstrauen gegenüber allzu glatten normativen Modellen. Manche von ihnen waren seine Studierenden in Cambridge oder Edinburgh, andere entdeckten ihn über seine Essays, die in kleineren Verlagen oder Fachzeitschriften erschienen.

Diese „Schule ohne Schule“ funktioniert eher wie eine Geistesverwandtschaft: eine stille Resonanz zwischen Autor und Lesern, die darin übereinkommen, dass Philosophie nicht dazu da ist, moralische Beruhigung zu verschaffen, sondern die Unruhe des Denkens zu pflegen.

---

## **Missverständnisse und Projektionen**

Die Zurückhaltung, mit der Geuss schreibt, hat ironischerweise auch zu Missverständnissen geführt. Manche halten ihn für einen resignativen Skeptiker, der sich jeder politischen Position verweigert. Andere sehen in ihm einen radikalen Realisten, der Moral nur als ideologisches Instrument begreift.

Beide Sichtweisen verkürzen seinen Ansatz. Geuss' Skepsis bedeutet nicht Apathie, sondern die Weigerung, unterkomplexe Antworten zu akzeptieren. Sein Realismus ist kein Zynismus, sondern der Versuch, Politik so zu beschreiben, dass ihre Widersprüche nicht unsichtbar gemacht werden. Die Projektion eigener Wünsche oder Befürchtungen auf seine Texte ist fast unvermeidlich – gerade weil er darauf verzichtet, eine eindeutige ideologische Selbstbeschreibung zu liefern.



---

## **Wirkung ohne Markenzeichen**

Am Ende ist Geuss' Wirkung weniger an Zitationsraten oder medialer Präsenz zu messen als an der Veränderung einer bestimmten Lesersensibilität. Wer ihn ernsthaft liest, lernt, politische Begriffe nicht für selbstverständlich zu nehmen, historische Kontexte mitzudenken und in philosophischen Texten nach den ungesagten Voraussetzungen zu suchen.

Diese Wirkung ist leise, aber nachhaltig – und gerade deshalb passt sie zu einem Denker, der den heroischen Gestus meidet. Es ist die Art von Einfluss, die sich erst zeigt, wenn man merkt, dass man Fragen anders stellt, als man es vor der Lektüre getan hätte.

---

Klar – hier kommt Kapitel 8 ausführlicher und mit etwas mehr argumentative Tiefe, damit der Schluss nicht nur Bilanz, sondern auch Verdichtung des gesamten Essays wird.

---

## **8. Schluss: Die Würde des Fragens**

### **Eine Form der Aufklärung ohne Fortschrittspathos**

Raymond Geuss' Denken lässt sich nur mit Mühe in die klassischen Fortschrittsnarrative der Aufklärung einordnen. Er teilt mit ihr das Vertrauen in die Kraft der Kritik, nicht aber die Überzeugung, dass Kritik zwangsläufig einen Weg hin zu einer besseren, gerechteren, vernünftigeren Welt bahnt. Für Geuss ist Aufklärung eher ein Prozess der Entzauberung als einer der linearen Verbesserung.

Das heißt nicht, dass er an politischer oder moralischer Verbesserung uninteressiert wäre – wohl aber, dass er solche Entwicklungen nicht als notwendige Folge philosophischer Reflexion betrachtet. Aufklärung, so wie Geuss sie praktiziert, kann ebenso gut in einen Zustand führen, in dem die Illusionen verschwunden sind, ohne dass neue, tragfähige Gewissheiten an ihre Stelle treten.

Dieser nüchterne Blick unterscheidet ihn von vielen philosophischen Zeitgenossen, deren Arbeit – ob bewusst oder unbewusst – oft in die Produktion einer „besseren Erzählung“ mündet. Geuss' Haltung ist die, dass man erst dann wirklich frei über Alternativen nachdenken kann, wenn man bereit ist, sich von der Sicherheit solcher Erzählungen zu lösen.

---

### **Anti-Heroismus als philosophische Ethik**

In dieser Perspektive wird klar, warum Geuss' Philosophie anti-heroisch ist. Der heroische Philosoph – ob als genialer Begründer eines Systems oder als moralische Leitfigur – lebt

von einer Geste des „Ich weiß, wie es geht“. Diese Geste lehnt Geuss ab, nicht aus Bescheidenheit, sondern aus methodischer Strenge.

Anti-Heroismus bedeutet hier:

- Keine Selbstdarstellung als Retter oder Vollender der Vernunft.
- Keine Behauptung, im Besitz einer endgültigen politischen oder moralischen Wahrheit zu sein.
- Eine bewusste Beschränkung auf das, was unter gegebenen historischen Bedingungen sagbar und überprüfbar ist.

Das ist nicht die Pose eines skeptischen Außenseiters, sondern eine ethische Selbstbindung. Geuss' Texte vermitteln, dass die intellektuelle Integrität eines Philosophen auch darin liegt, nicht mehr zu versprechen, als er begründen kann – und dass diese Begrenzung eine Form des Respekts gegenüber den Leser\*innen ist.

Sein Anti-Heroismus ist daher nicht bloß eine Haltung gegenüber sich selbst, sondern auch ein Vorschlag, wie man in einem akademischen und politischen Umfeld agieren kann, das oft vom Wettbewerb um moralische und intellektuelle Deutungshoheit geprägt ist.

---

## **Was von Geuss bleibt – und was nicht bleiben sollte**

Verbleiben wird, mit hoher Wahrscheinlichkeit, nicht ein „System Geuss“, sondern eine Methode. Dazu gehören:

- Der Blick auf Begriffe und Theorien als historisch gewachsene Werkzeuge, nicht als zeitlose Wahrheiten.
- Die Weigerung, politische Philosophie von den realen Machtverhältnissen und sozialen Bedingungen zu isolieren.
- Die Skepsis gegenüber moralischen Kategorien, die sich als neutral ausgeben, tatsächlich aber bestimmte gesellschaftliche Interessen stabilisieren.

Nicht bleiben sollte die mögliche Fehlinterpretation seiner Skepsis als reiner Negativismus. Geuss' Methode lebt von einer aktiven Auseinandersetzung, die voraussetzt, dass man überhaupt bereit ist, sich dem Politischen in seiner Widersprüchlichkeit zu stellen. Wer seine Texte nur als Beleg dafür liest, dass „alles relativ“ sei oder dass Engagement zwecklos wäre, hat ihn im Kern missverstanden.

---

## **Die Würde des Fragens**

Am Ende steht bei Geuss nicht das Pathos der Antwort, sondern die Würde des Fragens. Diese Würde entsteht aus der Bereitschaft, die eigenen Vorannahmen – und die der eigenen philosophischen Tradition – der Prüfung zu unterziehen, ohne Garantie, dass daraus ein endgültiger Konsens oder ein klarer Handlungsplan entsteht.

In einer Zeit, in der Philosophie häufig als Lieferantin von schnellen Antworten oder normativen Blaupausen in Anspruch genommen wird, hat Geuss eine Gegenhaltung kultiviert: Er sieht im präzisen, unermüdlichen Fragen nicht ein Defizit, sondern den eigentlichen Kern philosophischer Arbeit.

Das macht seine Texte anstrengend, manchmal irritierend, aber auch nachhaltig. Sie verweigern die Beruhigung, die aus der Vorstellung erwächst, man habe nun das „richtige“ System gefunden. Stattdessen laden sie dazu ein, das Denken als fortgesetzte diagnostische Praxis zu begreifen – eine Praxis, die keine Helden braucht, wohl aber Leserinnen und Leser, die bereit sind, mit dem Unfertigen zu leben.

---